Petersburg zu sehen. Fanny antwortete nicht sofort und als der Kaiser ihre Unentschlossenheit bemerkte, sagte er: „Sie fürchten vielleicht, daß es Ihnen so gehen kann, wie der Andrejanow, allein erstens sind Sie keine Andrejanow und zweitens bin ich Ihr beständiger Beschützer. Sie können sich in jedem Augenblick an mich wenden, wenn es nöthig ist, allein ich glaube, es wird nicht nöthig sein. Sie erwarten in Rußland nur Triumphe, nur Ovationen. Daher — auf Wiedersehen!" Fanny versprach dem Kaiser, im Jahre 1850 nach Rußland zu kommen. Der Theaterdirector Gedeonow begab sich nach Wien, um mit der Tänzerin einen Contract abzuschließen, traf sie aber nicht im Hause und fuhr daher nach Prag, wo die Elßler sich gerade aufhielt. Als Gedeonow ihr angemeldet wurde, ließ sie ihm sagen, „daß sie nicht zu Hause sei", worauf der erzürnte kaiserlich russische Theaterdirector der Tänzerin antworten ließ, daß er, Gedeonow einen solchen Empfang nicht erwartet habe, da er zu Hause, in Rußland Zutritt zum Kaiser und zur Kaiserin habe. Der Contract kam freilich trotzdem zu Stande. Als die Elßler aber nach Petersburg kam, merkte sie sofort, daß man ihr überall Hindernisse in den Weg zu legen suchte, bis sie offen Gedeonow erklärte, sich bei dem Kaiser beklagen und ihren Contract brechen zu wollen. Darauf nahmen die Chikanen ein Ende, allein die Tänzerin mußte die Petersburger nicht sonderlich zu entzücken, obgleich hervorragende Freunde, darunter der vor Kurzem verstorbene Baron Stieglitz, sie lebhaft begünstigten. Auch Moskau, wohin die Elßler sich im Sommer begeben hatte, nahm sie kühl auf und erst, als sie auf Anrathen ihrer Moskauer deutschen Freunde, welche mit Baron Stieglitz in Verbindung standen, Anfang 1851 wieder nach Moskau kam, erntete sie unerhörten Beifall. Am tollsten geberdete sich ein früherer Oberst, Fürst Golizyn, ein älterer riesengroßer Mann, mit einer Trompetenstimme. Im Theater entflammte derselbe seine in den ersten Reihen sitzenden Freunde zu wilder Begeisterung und Tags über rühmte er den Leuten die Vorzüge seiner „Fanitschka". Die Zeitungen waren des Lobes voll und die Gräfin Rostopschin pries die Tänzerin in Prosa und in Versen. Sie empfing die Elßler bei sich als Gast, nebst der Begleiterin derselben, „Mademoiselle Catherine", welche ihrer Herrin unentbehrlich war und alle ihre Geheimnisse kannte. Auserwählten Freunden schenkte diese „Mademoiselle Catherine" Tanzschuhe der Elßler, und da fast täglich Sendungen dieses Artikels aus Paris ankamen, war an demselben kein Mangel. In der Fastnachtswoche des Jahres 1851 sprach ganz Moskau von nichts Anderem als von Fanny Elßler und zahllos waren die ihr gespendeten kostbaren Geschenke. Am Tage der Abschiedsvorstellung kam es an der Casse zu einem förmlichen Handgemenge, die Thüren wurden eingeschlagen und glücklich schätzte sich, wer für 20—100 Rubel (damals 60 bis 300 ℳ!) einen Platz in den ersten Reihen erkaufen konnte. Während der Aufführung klatschte und brüllte das Publicum Beifall, sprang in die Höhe und sang die bekanntesten Motive des Balletts. Am Schlusse wurde von 10 kräftigen Lastträgern ein ungeheurer Kranz aus weißen frischen Kamellien auf die Bühne getragen. Eine ungeheure Menschenmenge begleitete die Tänzerin in ihre Wohnung und nur mit Mühe verhinderte die Polizei die Enthusiasten, den Wagen zu — tragen. Auf dem Kutschbocke neben dem Kutscher saß der Redacteur der „Moskowskija Wjedomosti", Chlopow, in dem Wagen neben der Tänzerin Fürst Golizyn. Zahllose Bekannte besuchten die Tänzerin im Hotel und vor den Fenstern desselben brüllte das Volk „Urah" (Hurrah) und warf die Mützen in die Höhe — bei den Russen ein Zeichen höchster Begeisterung. Dafür gab Fanny den Rieskenkranz von Kamellien ihren Verehrern Preis. Derselbe Enthusiasmus bei der Abreise der Tänzerin. Für Manche hatte diese Begeisterung aber böse Folgen. Kurz nach der Abreise der Elßler langte nämlich in Moskau ein Schreiben der Regierung an, welches eine Liste der Verehrer der Tänzerin anzufertigen befahl. In dieser Liste befand sich auch Berg und unter seinem Namen stand geschrieben: „verfaßte Verse", und neben demjenigen Chlopow's: „saß auf dem Kutschbocke". Berg konnte später deshalb nicht zum Director der Universitätsbibliothek ernannt werden. Chlopow wurde zum Curator des Moskauer Lehrbezirks Musinow berufen und von diesem mit folgenden Worten angeredet: „Seltsame Dinge erzählt man sich in der Stadt: daß Sie auf dem Kutschbocke des Wagens von Fanny Elßler gesessen haben, als derselbe nach der Aufführung heimfuhr. Ich wollte das von Ihnen selbst erfahren." — „Ist das etwas Außerordentliches?" antwortete Chlopow. „Um Excellenz, sitzen Männer nicht auf den Kutschböcken von den Damen benutzten Wagen?" — „Sie saßen Sie also auf dem Bocke?" unterbrach ihn Musinow. — „Ich saß." — „Nehmen Sie Ihren Abschied." So ging die Zeitung der Moskauer Universität, die „Moskauer Zeitung", in die Hände W. Kreff's und dann Katkow's über.

— Im südlichen Frankreich und der Schweiz wurde am Donnerstag Abend ein kurzes Erdbeben verspürt.

— Die Buchhandlung von Lemonnier in Paris beabsichtigt eine „National-Ausgabe" von Victor Hugo's Werken herauszugeben. Dieselbe soll in 200 Lieferungen à 6 Francs erscheinen, also die Kleinigkeit von 1200 Francs kosten. Die Herstellungskosten des Werkes, zu dem eine neue, höchst charakteristische Schrift geschnitten worden und dessen Illustrationen in Kupferdruck ausgeführt werden, sind auf etwa 2,500,000 Francs veranschlagt. Zur Beschaffung des Capitals hat Herr Lemonnier eine Actiengesellschaft gegründet. Und das nennt man in Frankreich eine „National-Ausgabe"? O welche Ueberschwenglichkeit!

— Von besonderem Interesse für Zeitungsschreiber, aber nicht minder auch für Zeitungsleser ist das soeben in London erschienene Buch Antonio Gallenga's: Bruchstücke aus meinem zweiten Leben (Episodes of my second life. London, Chapman & Hall). Gallenga's zweites Leben war sein Aufenthalt in England, wohin er nach der Verbannung aus seinem italienischen Vaterlande floh. Dort wurde er eine der Hauptzierden der „Times"; er schrieb als Redacteur und als Specialberichterstatter des Weltblattes Artikel, die sich zunächst durch eine blendende Gewandtheit der Sprache und dann durch die kosmopolitische Weite des Gesichtskreises auszeichneten, welcher der inselhaften Beschränktheit der Engländer fremd war. Mit italienischer Beweglichkeit fand er sich in allen Sätteln zurecht, schrieb heute über die orientalische Frage, morgen über die Armeeorganisation, alles mit demselben durchschlagenden Erfolge. Seine militairischen Aufsätze waren in Fachkreisen so angesehen, daß sein berühmter Chefredacteur Delane oft ins Häuschen lachte, wenn ihm höhere Officiere andeuteten, daß dieselben nur von einer solchen Autorität wie Sir John Burgoyne verfaßt sein könnten. Es war einzig und allein Gallenga's Verdienst, schreibt der Correspondent der „Kölnischen Zeitung", daß während des deutsch-französischen Krieges die „Times" niemals an dem Genie Moltke's verzweifelte, sondern stets ihren Ruf so zu sagen auf Deutschlands Endsieg verpfändete. „Oft", schreibt Gallenga, „kam der gute Chefredacteur spät Abends blaß vor Besorgniß zu mir und bat mich, nicht zu voreilig zu siegesgewiß zu sein; er habe diesen und jenen Fachmann gesprochen, die ihm versichert, daß die Ereignisse bald uns Lügen strafen und das Ansehen der „Times" zerstören würden. Als darauf sich Paris ergab und Moltke und ich triumphirten, athmete mein guter Delane auf und schrieb mir einen Glückwunschbrief, worin er mir sagte, wie froh er sei, mir vertraut zu haben u. s. w. Ich besitze den Brief noch und schätze ihn höher, als einen Rothen oder Schwarzen Adlerorden, den Bismarck mir verliehen hätte." Gallenga's Blüthezeit fiel in die Chefredactionsperiode eben jenes guten Delane, welchem die „Times" ihre Weltstellung zum Theil verdankte. Unter Delane's kurzsichtigem Nachfolger Chenery ward er auf Wartegeld mit gelegentlichen Aufträgen ins Ausland gesetzt. Trotz seiner Meisterschaft im Englischen fühlte er sich doch in England niemals ganz heimisch, denn „ich war stets voll von Klagen, die ich dem Dante entlehnte, über das Salz, nach dem das Brod anderer Leute schmeckt, und über die Mühseligkeit, anderer Leute Treppen auf- und abzusteigen."

— Eine vergessene, aber interessante Sammlung von Siegeszeichen ist kürzlich aus den Gewölben von Apsley-House wieder an das Tageslicht befördert worden, als nach dem Tode des jüngst verstorbenen Herzogs von Wellington das Innere seines Stadtsitzes in London einer genauen Besichtigung unterzogen wurde. Man fand die Adler mit gestickten Fahnentüchern, welche Napoleon I., als er 1815 zu Felde zog, hatte anfertigen lassen, um nach seiner siegreichen Rückkehr jedem Departement von Frankreich einen davon zu verehren. König Ludwig XVIII. hatte sie, da sie für ihren Zweck keine Verwendung finden konnten, dem Herzog Arthur geschenkt.

— Auf einem Felde unweit Alresford in der Nachbarschaft von Colchester ist eine römische Villa nebst zahlreichen Ueberresten der römischen Periode entdeckt worden. Unter letzteren befinden sich mehrere Theile eines Mosaikbodens, Münzen, Urnen, Knochen, Schmucksachen verschiedener Art, Ueberreste von Rothwild und Ochsen, sowie hellgraue und schwarze irdene Gefäße in großen Quantitäten. Die Nachgrabungen, welche diese Alterthümer zu Tage förderten, werden fortgesetzt.

— St. Petersburg, 26. November. Ueber das Testament des Barons Stieglitz liegen folgende aus glaubwürdiger Quelle stammende Mittheilungen vor. Das Testament ist im Mai d. J. abgefaßt worden; als Zeugen fungirten bei der Abfassung desselben: der Gehilfe des Finanzministers, Nikolajew, der Director der Reichsbank, Zieruffen, und der Director des Departements für Handel und Industrie, Jermakow. Zu Testamentsvollstreckern sind der Reichssecretair Polowzew, die Herren Oesterreich und Rastädt und der vereidigte Anwalt Beß ernannt. Alles immobile Vermögen, darunter alle Fabriken und Gewerbe-Etablissements, hat der Baron der Gattin des Reichssecretairs Polowzew vermacht. Alle Werthpapiere, die sich gegenwärtig vorfinden, ungefähr im Betrage von 10 Millionen Rubel, fallen an den Reichssecretair Polowzew. Von den Verwandten des Barons haben folgende bedeutendere Summen erhalten: Frau Emilie Harder-Pistockors 7,300,000 Rubel, die Frau Baronin Natalie Uexküll 4,200,000 Rubel, die Fürstin Anna Obolenski, geborene Polowzew, 1,100,000 Rubel, die zweite Tochter der Frau Polowzew, die Gräfin Nadeschda Bobrinski, 1,100,000 Rubel, A. A. Harder 2,000,000 Rubel, Ludwig Harder 1,000,000 Rub. Man hatte ursprünglich vorausgesetzt, daß dem Fiscus 15 Millionen Rubel zufallen würden; jetzt ergiebt sich, daß derselbe nur 1,952,000 Rubel Erbschaftssteuer erhält, obwohl man bei dem Uebergang der Erbschaft an entfernte Verwandte das höchste Steuermaß (9 Procent) in Anrechnung brachte. Dies findet in dem Umstande seine Erklärung, daß Baron Stieglitz scheu bei Lebzeiten seine Capitalien auf seine Erben übertrug. Die Erben des Barons Stieglitz haben zum Besten der Armen St. Petersburgs 25,000 Rubel gespendet, mit deren Vertheilung der Stadthauptmann betraut ward. Diesem sind gegen 5000 Unterstützungsgesuche zugegangen. Fast die ganze Summe ist bereits in Raten von 1 bis 5 Rubel vertheilt worden; der kleine Rest wird zur Vertheilung an Arme aufbewahrt, die von einem ganz besonderen Unglücksfall heimgesucht werden.

— Aus Philadelphia wird ein Fall von Kannibalismus gemeldet. Drei Mitglieder der Mannschaft eines bei Lewes, in Delaware, stationirten Lootsenbootes verließen ihr Boot und trieben in einem Nachen in das Meer hinaus. Nach einigen Tagen der größten Entbehrungen aßen zwei der Männer Theile der Leiche ihres Gefährten, der seinen Leiden erlegen war. Die zwei Männer wurden später von einem vorbeifahrenden Schiffe aufgenommen.

— Von der Einrichtung einer deutschen Factorei an der Westküste Afrikas entwirft ein Berichterstatter der „Kölnischen Zeitung", welcher die Westküste bereiste, und zwar speciell von der Factorei in Monrovia in Liberia, folgendes Bild:

Eine hohe halsbrecherische Steintreppe hinaufsteigend, gelangt man in das neugebaute „Store", eine Art von gigantischem Laden, in dem zum Einzel- wie zum Großverkauf so ziemlich Alles zu finden ist, was von civilisirten wie von uncivilisirten Schwarzen verlangt werden mag. Hinter dem Ladentisch hantiren, über diebischen Gelüste wegen stark beaufsichtigt, schwarze Handlanger. Hinterwärts schließt sich an diesen Laden das mit Schreibtischen, Schränken, Tisch, Stühlen, den Bildern des Kaisers und Bismarck's, einem gewaltigen Fernrohr zum Beobachten der ankommenden Schiffe und ihrer Signale sowie vielen andere europäischen Dingen ausgestattete Arbeitszimmer des Principals an, in diesem Falle also das Arbeitszimmer des Herrn Consuls Schmidt, Hauptagenten der Firma Woermann für ganz Liberia. Hauptagent (Chief-Agent) einer der großen europäischen Firmen zu sein, bedeutet in diesem Lande mehr als Minister zu sein; der Hauptagent verfügt über ein zahlreiches Personal von europäischen, mischblütigen und schwarzen Beamten und hat auch, da er Procente bezieht, Gelegenheit, sich durch Fleiß und Umsicht ein Vermögen zu erwerben. Fleiß und Umsicht sind aber auch bei seiner Stellung durchaus erforderlich, denn seine Mündchen sind so mannigfaltig, daß er eigentlich von Beruf nicht blos Kaufmann, sondern auch Reeder, Seemann, Landwirth, Chemiker, Diplomat und weiß Gott was sonst noch alles sein müßte. An dieser Stelle sei denn auch gleich bemerkt, daß das Woermann'sche Geschäft in Westafrika, dem an Umfang kein anderes gleichkommt, in drei Theile, mit dem Wohnsitz der betreffenden Hauptagenten (Monrovia, Kamerun und Gabun) als Mittelpuncten, zerfällt.

Sehen wir uns den Inhalt des oben erwähnten Ladens (neben und über dem sich große Warenlager befinden) etwas näher an, so finden wir, wenn auch bei weitem nicht ausschließlich, so doch vorwiegend deutsche Industrie-Erzeugnisse, so z. B. in großen Korbflaschen wasserhellen, nicht besonders feinen, aber beim Trinken den Gaumen tüchtig kratzenden Rum (Hamburger Fabrikat), ferner mittelmäßiges Hamburger Bier zu 1 ℳ die Flasche, welches von den „civilisirten" Liberianern sehr geliebt und dem heimische gar nicht bekannten englischen Bier durchwegs vorgezogen wird. Steinschloßgewehre von fünf bis sechs Fuß Länge erinnern an die Kriege des ersten Napoleon, aber der Fabriksstempel beweist, daß sie modernen deutschen Fabrikat sind. Das dazu gehörige Pulver wird in kleinen wasserdichten Fässchen (den sogenannten Kegs) von je zwei Kilogramm verpackt und muß wohl sehr unschuldiger Natur sein, wenigstens sieht man die Leute dasselbe mit brennender Cigarre oder Pfeife verstauen und sogar öffnen. Heringe, Stockfische, Schinken, Speck, Mehl, Kleidungsstücke, Wasserstiefel, eiserne und messingene Kessel, Lampen und sogar Webepuppen hängen von der Decke herunter, während in großen Fässern wohlriechender Blättertabak — eine wirklich sehr gute Kentucky-Sorte, da die Schwarzen wenigstens in dieser Beziehung Kenner sind — des Einzelverkaufs in kleinen Bündeln harrt und in den Gesichern an den Wänden bunter Kattun, bunte Taschentücher und andere Manufacturwaaren aufgestapelt sind. Von diesen Baumwollenwaaren kommen die meisten aus England, weil die deutschen Fabrikanten zwar bessere Waare, aber nicht ebenso billig liefern. Der deutsche Fabrikant weiß leider noch immer zu wenig Bescheid über die Eigenart jedes einzelnen Absatzgebietes. Nach Australien beispielsweise sollte er im Großen und Ganzen nur ganz solide Waare liefern mit entsprechenden Preisen, nach Westafrika aber vor Allem billige und äußerlich hübsch aufgemachte Waare, möge dieselbe auch im Uebrigen der denkbar größte Schund sein. Der Neger ist höchst eigensinnig in seinem Bestreben, stets zu demselben billigen Preise zu kaufen, betreffs der Beschaffenheit der Gewebe sieht er am ehesten noch auf hübsche Appretur. Gegen Casse wird zwar in Monrovia in Ausnahmefällen verkauft, weit häufiger indessen tauscht man europäisch Waaren gegen Landeserzeugnisse. Unter letzteren spielen das aus dem Innern in kleinen Mengen herbeigebrachte und zu Monrovia in große Fässer verpackte Palmöl und die mandelgroßen, in Säcke verpackten und in Harburg oder Havre zur Oelpressung und Seifenfabrication benutzten Palmkerne die Hauptrolle; im Vergleich zu ihnen sind alle übrigen Ausfuhrartikel blos von geringer Bedeutung. Der berühmte und vielgenannte großbohnige Liberia-Kaffee steht doch noch hinter Kautschuk zurück, obwohl auch dieses in verhältnißmäßig kleinen Mengen verschifft wird. Die Ausfuhr von Rothholz, Ingwer, Arrowroot und Zucker ist noch unbedeutender, und Elfenbein wird von den Kaufleuten mehr wegen eines gewissen Stolzes, einer Freude an diesem besonderen Artikel, als wegen des Verdienstes gehandelt.

Die Liberianer schildert derselbe Berichterstatter charakteristisch:

Die Liberianer im engeren Sinne, unter denen ich die aus Amerika gekommenen „civilisirten" Neger verstehe, sind größtentheils eine kleine Schattirung dunkler als braunes Java-Kaffee, einige sind auch heller und gar manche wiederum viel dunkler, etwa in ähnlicher Weise graubschwarz wie die Wolof- oder Djolof-Neger von Senegambien. Auf der Straße befleißigt sich diese civilisirte Bevölkerung europäischer Formen in sogenannter europäischer Kleidung, d. h. etwa ähnlicher Kleidung, wie sie im Süden der Vereinigten Staaten üblich ist. Diejenigen Herren, die durch Rang oder Wohlstand hervorragen, sieht man kaum anders als in Filzhut, schwarzem Rock, weißer Weste, schwergoldener Uhrkette und tadelloser Wäsche. Auch sind sie, wenn man sich ein wenig daran gewöhnt hat, in solcher Kleidung durchaus keine Caricatur, während die Frauen und Mädchen in bunten Kattunkleidern, Strohhut, weißen Strumpfen und hochklappenden, schlechtsitzenden Schuhen viel weniger vortheilhaft aussehen. Rechnet man dazu den beinahe gänzlichen Mangel an Grazie und den innerhalb der eigenen Häuslichkeit nicht seltenen Gebrauch indianer Thonpfeifen, so wird man gestehen müssen, daß die edlen Liberianerinnen dem Neuankommenden nicht gerade als Muster anmuthiger Weiblichkeit erscheinen können. Man bekennt aber der größte Theil der Einwohner Liberias nicht aus civilisirten amerikanischen Negern, sondern aus Eingeborenen, die auch dann, wenn sie in die Stadt kommen, ihre gewohnheitliche Tracht (nämlich für die Männer ein Hut, ein Hüftentuch und ein jackenartiges Hemd, für die Weiber blos ein Hüftenschurz) beibehalten. Es ist zwar einmal beabsichtigt worden, für Monrovia Hose beziehentlich Busentuch als unentbehrliche Kleidungsstücke durch Gesetz vorzuschreiben, doch haben sich die Verhältnisse mächtiger erwiesen als der gute Wille. Selbst unter der (zum Kru-Stamm gehörigen) Dienerschaft der besseren Häuser in Monrovia sah ich, obwohl das obenerwähnte Hemd nur bis zur Hüfte reicht, keinen Mann mit Hosen und keine Frau, kein Mädchen mit ausreichenderer Bekleidung als einem Hüftentuch.

— Einer Nachweisung der indischen Regierung zufolge wurden im Jahre 1883 in Indien 22,905 Personen durch wilde Thiere und Schlangen getödtet, gegen 22,125 Personen im Jahre 1882. Von diesen Todesfällen entfallen 20,067 auf Schlangenbisse, 985 Personen fielen Tigern zum Opfer, 287 Wölfen und 217 Leoparden. An Rindvieh wurden 47,478 Stück umgebracht, d. i. 771 Stück mehr als in 1882. Es ist auffallend, daß, während die Mehrzahl der menschlichen Todesfälle Schlangenbissen zuzuschreiben ist, nur 1641 Stück Rindvieh auf dieselbe Weise umgekommen sind. Beinahe dreiviertel der Todesfälle ereigneten sich in Bengalen und in den nordwestlichen Provinzen. Im Laufe des Jahres wurden 19,890 wilde Thiere getödtet, was eine Verausgabung von über 15,000 Lstrl. an Belohnungen erforderte.

Literatur.

Die von Rekles. Ein Roman aus Livlands Vergangenheit von Theodor Hermann Panthenius. Leipzig, Grieben und Klofing. — Panthenius (beiläufig bemerkt unser Mitbürger und Redacteur am „Dahein") gehört zu jenen deutschen Schriftstellern, die weit über ihre engere Heimath, Liv-, Estl- und Kurland, hinaus sich lebhafte Anerkennung bei dem gebildeten Publicum erworben haben. Wir nennen von diesen: Julius Eckardt, Karl Schirren und Johanna Conradi, deren Namen nicht nur zwischen dem Peipus und der Düna, sondern auch im deutschen Reich guten Klang haben. Panthenius' weit unter diesen seinen Landsleuten jedenfalls das ausgesprochenste Talent für den Roman aus, welches, in maßvoller Production zur Reife gelangend, die schönsten Früchte zeitigt. Das vorliegende Werk beschwört aus Livlands Vergangenheit ein Bild herauf, welches mit glühenden Farben das alte, sich auch in der Geschichte ganzer Völker stets bewährende Wort: „Hochmuth kommt vor dem Fall" illustrirt. Grenzenloser Dünkel und grenzenloser Leichtsinn, gepaart mit vollendetster Sittenlosigkeit, zeichnete die livländischen Junker des 16. Jahrhunderts aus. Sie verwirften den Erlaß eines Gebotes, daß, wenn eine Jungfrau von Adel mit einem Unebenbürtigen sich in Liebe verbindet, beide sollen in einem Sacke ertränkt werden, sie selbst aber fühlten sich ermächtigt, jede Blume, die ihnen lockend entgegenduftete, zu pflücken und dann achtlos auf den Weg zu werfen. Von Burg zu Burg zogen sie in Spiel und Lustbarkeit, ein ewiger Mummenschanz war der Zeitvertreib ihrer Tage. Trotzer zum Erschrecken beim Kreisen der Bierkumpen, dort eine Welt in die Schranken fordernd, und frig und zaghaft, sobald sie den Feinde ins Antlitz schauen sollten. Während nun die meisten dieser Geschlechter von dem Verfasser mehr gruppenweise gezeichnet sind, hebt sich die Familie Kruse, „Die von Rekles", in ihren einzelnen Gliedern plastisch daraus hervor. Wir finden darunter den alten Junker, der im Großen und Ganzen ein echtes Kind seiner Zeit mit ihrer Derbheit und Leichtlebigkeit, doch mehr Pflichtgefühl als die meisten seiner Standesgenossen zeigt und seines Amtes als Stiftsvogt von Dorpat mit wollter Hingabe wartet. Ferner dessen Sohn, welchem eine häufig wiederkehrende „Kostprein" von den Lustbarkeiten seiner Genossen fern hält und der auch um so weniger daran Gefallen findet, als er von seiner Mutter auf das Unwürdige dieses Treibens aufmerksam gemacht wird, aber doch nicht geistesstark genug ist, um nach irgend welcher Richtung hin einen veredelnden Einfluß auszuüben. Dann diese Mutter selbst, die prophetischen Augen in die Zukunft blickt und das Verwerfliche, aber auch Gefährliche der gegenwärtigen Zustände voll erkennt und deren fester Charakter bis zur Hartherzigkeit ausartet, als ihr und der ganzen Familien von einer Angehörigen derselben die tiefe Schmach zugefügt wird, daß diese mit dem unadeligen Schreiber von Rekles aus dem Hause flieht, welches ihr, der elternlosen Waise, stets eine liebreiche Heimath gewesen. Nicht nur der Adelsstolz der standesbewußten Frau, auch ihr mütterliches Gefühl wird von dem Schlage bis ins Mark getroffen, denn dem Sohne war diese Jungfrau, die er aus dem Herzensgrunde liebte, zum Weibe bestimmt. Doch was galt dem heißblütigen, leidenschaftlichen Mädchen der stille kränkelnde Jüngling, verglich es ihm mit jenem kraftstrotzenden, energischen Manne, welcher es mit unwiderstehlicher Gewalt in den Bereich seines Verlangens zog. Die hochgehenden Wogen ihrer Leidenschaft übertönen die warnende Stimme des Verstandes, sie trotzen dem Zorne der Verwandten des Mädchens, trotzen jeder Gefahr, obgleich sie den vollen Umfang derselben wohl ermessen, denn war gar zu bekannt ist ihnen der Spruch, welcher eine Verbindung wie die ihre mit qualvollen und schimpflichen Tode bedroht — voll muthigen Vertrauens blicken sie auf den schwachen Hoffnungsschimmer, der ihnen aus dem Dunkel einer von Schrecknissen aller Art bedrohten Flucht entgegenleuchtet. Doch das Mädchen wird auf dieser Flucht von seinem Verhängnisse ereilt, es fällt in die Hände seiner Verfolger und der eigene Bruder weiß es mit erbarmungsloser Härte bei dem Familien-Gerichte durchzusetzen, unzweideutig das Fluchtes, welcher um gleicher Ursache willen schwer auf ihm lastet, daß an der Unglücklichen die entsetzliche Strafe vollzogen wird. Der Schreiber von Rekles, der im Augenblicke der Gefahr von der Geliebten fern gehalten wurde, kann nun nur noch sein entsetzliches Rächeramt ausüben. Die sich schon lange vorbereitenden politischen Wirren des Landes waren mittlerweile auf das Höchste gesteigert durch die vielerlei Gewalten, die hier um den Vorrang stritten. Ein Hermeister, ein Erzbischof, vier Bischöfe, das waren die Herren des alten Livland, unter denen die Städte und Ritterschaften ihren Antheil am Regimente hatten. Sie befehdeten einander und hatten mitgenommen zu leiden von dem bis zu grenzenloser Wuth gesteigerten Greul des gekrochteten Bauernvolkes, dies waren die Zustände im Innern des Landes und von außen brachen nun noch die Tataren des eroberungslustigen Russen herein. Mit solchen Mächten im Bunde konnte der Menschenhaß wahrhafte Orgien feiern. Die Burgen wurden niedergebrannt, deren Bewohner unter teuflischen Qualen zu Tode gemartert, ganze Geschlechter starben aus und nur Wenige blieben zurück, um in reuevollem Entsetzen des im Uebermuthe verscherzten Glückes zu gedenken. — Wenn wir unseren Lesern so eine gedrängte Inhaltsangabe des Romanes geben, so geschieht dies, um ihnen zu beweisen, daß an demselben der Historiker nicht etwa thätiger war, als der Dichter, sondern daß der erstere sich stets in den Grenzen gehalten hat, welche ein stimmungsvoller Hintergrund, nicht mehr, erfordert. Trotzdem ist das Zeitcolorit in jeglicher Beziehung bis ins Kleinste treu gewahrt, und einzelne Drücker, die der Verfasser nach dem Gesammtbilde aufgesetzt, sind von eminenter Wirkung; wir rechnen dazu die Schilderungen der Trinkgelage, ferner die seltsame Belustigung einer lebendige Gans zu braten, und auch die Figur des Pastors von Randen ragt als ein Merkstein seiner Zeit und seines Landes in originellster Bedeutsamkeit hervor. Doch in nicht minder vollendeter Weise hat der „Dichter" seine herrliche und schwierigere Aufgabe gelöst. Die Züge, welche die Geschichte gezeichnet, umkleidete er mit dem Schimmer der Poesie, in dem das Schöne doppelt hell erglänzt und das Häßliche minder abstoßend wirkt; so milderte er auch die krasse Schilderung begangener Greuel, daß der Leser davon wohl noch bis aufs Tiefste ergriffen, aber sein ästhetisches Feingefühl nicht mehr verletzt wird. Er vereinte Loses und Kleines zu einem Ganzen und Großen und sein Hauch belebte die dem Dunkel von Jahrhunderten entrissenen Gestalten, daß sie nicht als vermoderte Schemen, sondern als Wesen von Fleisch und Blut erscheinen. Und so gereicht das Werk nach jeder Richtung hin, in poetischer und culturhistorischer Beziehung, eine ungewöhnliche Bedeutung; „Die von Rekles" zählen jedenfalls zu den besten historischen Romanen der Gegenwart. M—s.

* * *

Das asiatische Rußland. Geschildert von Hermann Roskoschny. Zwei Bände. (Leipzig, Gretzner & Schramm.) — Dieses im besten Sinne des Wortes zu nennende Prachtwerk dürfte in der neuesten ethnographischen Literatur eine hervorragende Stelle einnehmen. Der auf dem Gebiete der Völker- und Länderschilderung bewährte Verfasser hat sich hier einer Aufgabe unterzogen, deren glänzende Lösung um so mehr Anerkennung verdient, je größer und mannigfaltiger die Schwierigkeiten sind, die hier zu überwinden. Bei dem fühlbaren Mangel irgend welcher brauchbaren Vorarbeiten mußte hier unmittelbar aus den Quellen geschöpft, und zwar aus solchen, welche einem deutschen Schriftsteller meist fern liegen, wie die großen Reisewerke russischer Forscher. Für die Kaukasusländer ist vielleicht nur noch Friedrich v. Bodenstedt's interessante, für die Gegenwart freilich schon etwas veraltete Schilderung nutzbar zu machen. Seit jener Zeit aber, wo Bodenstedt seine Reisen im Kaukasus publicirte, sind uns diese Länder politisch wie volkswirthschaftlich bei Weitem näher gerückt. Diese weiten, durch ihre großartigen Naturscenerien wie durch ihre Culturverhältnisse so anziehenden Gebiete sind uns augenblicklich hauptsächlich durch ihre immer mehr sich steigernden commerziellen Beziehungen zu Europa von einer Wichtigkeit geworden, zu welcher unsere Kenntniß von Land und Leuten in gar keinem Verhältniß stand. Vorliegendes Illustrationswerk wird nun insofern diesem Uebelstande abhelfen, als hier zum ersten Mal versucht wird, diese gesammten Ländercomplexe, welche unter dem Collectivnamen „Das asiatische Rußland" zusammengefaßt sind, in einer Reihe von farbenreichen Gemälden vorzuführen, in denen Natur- wie Menschenleben, das Klima und die Bodenbeschaffenheit, das Pflanzen- und Thierleben, die wirthschaftliche Production und Handel nicht minder berücksichtigt sind, als die höheren Zweige des Culturlebens, Wissenschaft, Religion und Kunst.

Hermann Roskoschny hat den weitschichtigen Stoff in zwei Abschnitte getheilt, von denen jeder einen stattlichen Band (in Großquart) umfaßt. Der erste behandelt die Kaukasusländer mit der ganzen breiten Mannigfaltigkeit ihrer interessanten Völkergruppen, wie der Abchasen, der Mingrelier, der Georgier und der Daghestaner Bergstämme. Hier wechseln Schilderungen des uns so fremdartigen Culturlebens mit Excursen aus der früheren und neuesten Geschichte dieser interessanten Völker. Roskoschny ist ein trefflicher Erzähler, er weiß scharf, klar und lebendig zu schildern, sind was der Text nicht ganz zu sagen vermag, muß, wie bei Landschaften oder Städteansichten, oder seltsamen und charakteristischen Volkssitten, die Illustration ergänzen. Eine Art Ergänzung des ersten Bandes bildet eine Beschreibung des Transkaspischen Gebietes nach seiner eigenartigen Naturschönheit und seinen reich entwickelten commerziellen Verhältnissen.

Eine noch viel fremdartigere Welt erschließt uns der zweite Band. Es sind dieses jene Länder des Amu-Darja, wie Chiwa, Buchara und Turkestan, welche durch die immer weiter vordringenden Eroberungen Rußlands nunmehr bald und bald in den Besitz dieser Macht gelangt sind. Diese Stätten einer uralten Cultur, deren wesentliches Element der starre, fanatische Islam bildet, werden über kurz oder lang von um so größerer politischer Bedeutung werden, als sie die wichtigste Etappe auf der Route bilden, die die Russen gegen Mittelasien bilden, von wo aus sie Indien bedrohen. Hier dürfte dann der gewaltige Zusammenstoß mit England erfolgen, der über die Herrschaft in Asien auf lange hin entscheiden wird. Auch die Illustrationen dieses Bandes, welche uns die wichtigsten Seiten aus dem öffentlichen und privaten Leben dieser mittelasiatischen Völkerschaften erläutern, bieten eine Fülle interessanter und anziehender Momente dar. Die größere Hälfte des zweiten Bandes ist dann ausschließlich der Darstellung und Schilderung Sibiriens gewidmet, und zwar sowohl des westlichen, bereits halb europäisirten, als auch des östlichen noch wenig bevölkerten. Welch' ein reicher Wechsel von endlosen Steppen, gewaltigen Seen und anmuthigen Thälern an den Ufern des Jenisei, jenes viertgrößten Stromes der Erde, der eine Länge von fast 600 Meilen hat! Hier hat noch die lebenerweckende Cultur auf Jahrhunderte lang ihre civilisirende Mission zu erfüllen.

Vorliegendes Werk bildet übrigens eine Art Pendant zu der bereits vor zwei Jahren erschienenen Publication Roskoschny's: „Rußland, Land und Leute" (2 Bde. Leipzig, Gretzner und Schramm) und dürfte wie das letztgenannte überall, wo noch eine lebendige Empfänglichkeit für das große Natur- und Völkerleben herrscht, sich bald Freunde erwerben. M. Br.

* * *

Pompeji in seinen Gebäuden, Alterthümern und Kunstwerken. Dargestellt von Johannes Overbeck. Vierte im Vereine mit August Mau durchgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 30 größeren zum Theil farbigen Ansichten und 300 Holzschnitten im Texte sowie einem großen Plane. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann, 1884.

War schon in der zweiten und dritten Auflage von Overbeck's Pompeji die ursprüngliche Arbeit, wie sie in der ersten Auflage 1856 erschienen war, kaum wieder zu erkennen und hatte sich zu einem classischen Werke über jene einst verschüttete und nachmals wieder erstandene Stadt Campaniens herausgebildet, so ist die gegenwärtig uns vorliegende vierte ein durchaus neues Buch geworden, das in jeder Beziehung die Bezeichnung eines „standard work", eines maßgebenden Werkes, verdient, das nach Inhalt wie Form gleich meisterhaft durch die Art und Klarheit der Darstellung im besten und edelsten Sinne, wie man es auch von Humboldt's „Kosmos" behaupten kann, populär ist, wie sehr auch sonst das Werk und nicht ohne Grund in Mißachtung gekommen ist. Von der Selbstständigkeit des Verfassers, dem auch der Gegenstand und dessen vollendete Behandlung Zweck ist, legt ein beredtes und schönes Zeugniß der Umstand ab, daß er überall da, wo er sich nicht mehr bei dem riesigen Fortschritte, welche die Kunde Pompejis durch die neueren Ausgrabungen in den letzten zehn Jahren, die ein erstaunliches Material zu Tage gefördert haben, genommen hat, für ganz competent hält, bereitwillig zurücktreten ist und eine jüngere Kraft, den Herrn Dr. August Mau, „den man nach Overbeck's eigenem Ausspruch, wohl ohne Widerspruch zu finden, als den besten Kenner Pompejis, wenigstens unter den Deutschen, bezeichnen kann", hinzugezogen hat. Es ist dies eine Selbstverläugnung, die Overbeck ebenso als Gelehrten wie als Menschen aufzeichnet. Ohne auf Einzelheiten hier näher eingehen zu können, wollen wir nur noch hier anführen, daß Overbeck einen Theil des antiquarischen und den ganzen künstlerischen Abschnitt sich vorbehalten gehabt, während Mau den topographischen und baugeschichtlichen Theil bearbeitet hat. Nicht unterlassen dürfen wir, zu erwähnen, daß der Dritte im Bunde zum Gelingen des schönen Werkes der Verleger gewesen ist, der kein Opfer gescheut hat, damit es in typographischer wie illustrativer Beziehung vollendet dastehe. Z.